

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 15

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15
XVI. Jahrgang
1926

Bern
10. April
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Kampfreigen im Frühling.

Von Rob. Scheurer.

Welch wunderliches Treiben:
Bald gold'ner Schein, bald Sturmgebräus!
Bald friert man hinter'n Scheiben,
Bald lockt die Sonn' vor's Haus!
Hör', Lenz, fang' mal was Beß'res an,
Du wetterwendischer Kumpan,
Und stopf' Schneesturm und Schatten
In deinen Winterkratten!

Im kahlen Holderstrauche
Tollt sich das Späzenvolk herum.
Bald prügeln sich die Gauche,
Bald lieben sie sich stumm.
Hier scharf geführter Schnabelzwick,
Dort süßverschämtes Liebesglück!
Bei Gott, ein Durcheinander
Wie Zimmt und Korlander!

Am Waldrand steht ein Pärchen.
Heiß fleht des Jünglings Hand und Mund:
„Ach, Trudi, sei kein Närrchen,
Komm mit zum Buchengrund!
Wie fein ist's dort im Lenz zu zweit
In weltentleg'ner Einsamkeit!“
Mir ist, sie wehr' befangen . . .
Ist sie wohl doch gegangen?

Ist's Seindschaft oder Minne,
Was allorts nach Erfüllung ringt?
Selbst meine alten Sinne
Ein Kampfgefühl durchdringt!
Wie ruft mir dieser Wogengang
Zurück der Jugendjahre Drang,
Da auch ich voll Verlangen
Zum Frühlingwald gegangen . . . !

Lebensdrang.

Roman von Paul Igl.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

15

Es entstand eine kleine Verlegenheitspause. Am Nebentisch entrüstete sich ein eingefleischter Helvetier und Schwabenfresser über seine Aufwärterin, die sich als leibhaftiges „Schwobamaide“ entpuppte. Der Mann weigerte sich zu aller Ergözen, die bestellte Flasche von ihr anzunehmen und rief immerfort: „Landskraft her! Fahr' ab, du chaiba Schwob!“

Ganz sachte erkundigte sich nun einer der Juden, wie es denn Martin beim Vater Maag gefalle.

„Aha, der Schleier lüftet sich“, dachte Martin. Noch im Besinnen, womit er das Gift in den zwei Konkurrenten am schnellsten aufkochen lasse, begann er mit fröhlicher Dreistigkeit: „Das können Sie sich ja selber sagen. So ein fabelhaftes Glüd! Ich bin auch nicht toll genug, da noch umsatteln zu wollen. Dieser Maag — wie der seine Geschäfte betreibt! Da gehen einem die Augen auf. Nehmen Sie an: In knapp vier Monaten — ich lüge nicht — über dreihunderttausend Benefiz. Auf Ehrenwort!“

Run die Juden merkten, daß der junge Mann weder auszuholen noch gegen den gehaßten Maag einzunehmen war, taten sie sich keinen Zwang mehr an.

„An de schee Frau soll do a net unzugängle sei, hert ma so?“ bemerkte Sigmund mit häßlichem Blinzeln und Medern. „A wengele kofett, was? 's ischt ihr a gar net zu verarga. Der alde Maag ischt grad kei Ausbund von Scheenhaid, sag e aa.“

„In der Hinsicht hat 'r freile a junge Graft needig. Also fer 'n Hausgebrauch, was?“ bekräftigte der andere mit lautem Gelächter.

Der unverhüllte Hohn dieser Anspielungen herabte Martin der Sicherheit. Das zynische Lachen erstarb ihm schnell auf den Lippen, als er sagte: „Mir liegt begreiflich mehr an der Wirtin Töchterlein!“

Da ließ Moses die Maske vollends fallen. Seine mandelförmigen Augen funkelten vor Wut.

„Nu... wie steht 'r denn mit 'm Landwirt Furrer hie? Scheint's, habt 'r den arch iwer de Ohta gehau? Der verschempft un vermaledeit eich landaus und -ei, daß es gar nemma schee isch.“

„B'zonderheitle gilt's Ehne, Herr Link. Se seia d'r schleachteste Roog von d'r Welt, meint 'r, der Furrer. Erstcht

noch isch 'r bei ins am Tisch gwea. Aber — versteht sich — geglaubt han m'r ihm lei Werde!“ ergänzte der andere hämisch.

„Das ist infam, was Sie da —“ stotterte Martin, erschrocken aufspringend. Das Blut schoß ihm in die Augen. In der Brust blieb ein eiskaltes Entsetzen.

Er bemerkte noch, wie die beiden mit Argusaugen an ihm hingen. Ohne zu grüßen, begab er sich hinweg.

„Teufel, in der Haut mecht' e net warm un net kalt sei!“ —

„Da wird no Zuchtthausarbeit draus —“ hörte Martin hinter sich. Das fiel wie ein Faustschlag ins Gesicht. Aber die ehrliche Entrüstung, der freche Mut, vor den Beleidigern Front zu machen, stellte sich nicht ein. Dagegen bemächtigte sich seiner sogleich die dumpfe Angst eines überführten Verbrechers. Martin Link schlich feige davon, als hätte er nichts vernommen.

Er war ja den dunkeln Vorsätzen noch gar nicht gewachsen, wie er merkte! Das Gespenst der Vergeltung schwebte ihm noch vor der Seele. Er litt wie ein Kind am bösen Gewissen. Und die gehörige Selbstverachtung — das Geheimmittel seines Meisters — war ihm erst recht nicht gegeben.

Aber der Gedanke, daß ihm schon der kommende Tag eine unwiderrufliche Entscheidung abzwängen konnte, brachte sein Schwanken gleich zur Ruhe. Der Zwischenfall mit den Juden sprach deutlich genug. Stark sein, beharrlich, das war alles. Er hatte bei dem begonnenen Spiel nur noch zu gewinnen.

Plötzlich stand er, nicht wissend, wie es geschah, vor ihr, der schönen Winzerin, die ihn mit einem unverkennbaren Schreckensblick begrüßte.

„Ich glaube, mein Vater hat Sie schon lange gesucht!“ stammelte Emmi und strich mit einer verlegenen Handbewegung über die Haare, eine der Rosen streifend, die dann auf den Schenktisch fiel. Mit einem schnellen Griff kam ihr Martin zuvor und preßte die Blume an seine Lippen.

„Daß mich Herr Maag sucht, begreif' ich sehr gut. Das hat seine Gründe!“ erwiderte er kühn und voll Hohn, was ihr Entsetzen noch vermehrte. „Aber feinetwegen bin ich nicht gekommen. Ich wollte bloß ein Glas Champagner von Ihnen haben, Fräulein Emmi, und sehen, wie Ihnen die Männer den Hof machen.“

Emmi wußte nichts zu erwidern. Noch nie hatte sie mit ihm etwas anderes gesprochen als das Allernotwendigste, einen Auftrag des Vaters gemeldet oder einen kurzen Gruß gewechselt. Sie haßte ihn instinktiv, ohne diesen Haß vor sich selbst zu ergründen, zu rechtfertigen, und kehrte gegen ihn jederzeit einen kalten Stolz heraus, der sich in offene Empörung verwandelte, sobald sich zeigte, wie ungezwungen der junge Mensch im Hause ihrer Eltern auftreten durfte. Ein freundliches Wort, eine Aufmerksamkeit Frau Alaras gegenüber diesem Eindringling, der doch nur ein Schreiber war in des Vaters Diensten, konnte Emmi vor Zorn zu höhnischen Bemerkungen treiben.

Jetzt stand sie ganz ratlos und starrte an ihm vorbei auf das Menschengewimmel. Wie kam es, daß er so wegwerfend von ihrem Vater sprach und sich selbst aufs hohe Roß setzte? Und nun gar der überlegene Kavallerist,

die dreiste Art, wie er sich die Rose zu eigen machte, diese feuchten Blicke, die sie zu fühlen meinte auf den Wangen, dem bloßen Hals und ihren halbnackten Armen.

Er ließ nicht ab, sie anzustarren, als wollte er sich ihr Bild für ewig ins Gedächtnis prägen. Wie einer, der von entsetzlicher Furcht in eine noch schrecklichere Gewißheit fällt, so empfand Martin das Borige, Visionäre mit einemmal als die Krone seiner Begierde. In zwei, drei Sekunden war alles durchlebt, beschlossen, besiegelt. Das viele, das ihn jetzt bewegte, was die Spanne von Wochen, Monaten hätte ausfüllen können, brachte ihn fast an den Rand des Wahnsinns.

Wie...? wenn er seine zwingende Macht dazu benutzte, sie, die da vor ihm stand in reinsten Schönheit und Unschuld — o Himmel, wenn das möglich wäre... sie für sich zu gewinnen! Wenn es fürs Leben sein könnte!

Da sah er auf... glühenden Blicks... ihre Augen bezwingend. Und die seinen erzählten ihr... Es war der Widerschein seines wahnsinnigen Verlangens...

Eine abgründliche Angst faßte das Mädchen an, obgleich sie durch eine sichere Schranke von ihm getrennt war.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so schön sein könnten, wie Sie jetzt sind“, hörte sie ihn sagen. Ein Zittern überlief ihren ganzen Körper; sie mußte es geschehen lassen, als er eine der silbernen Spangen des Mieders ergriff und in seiner Hand wog...

Wie zu ihrer Befreiung trat da einer ihrer Verehrer vom Tage wieder ans Büfett. Es war der Held des dramatischen Vereins „Edelweiß“, der in späterer Abendstunde noch in einem beliebten Volksstück: „Katharina die Große“, oder: „Gute Nacht, Hansli“ vor die Rampen treten sollte.

Martin musterte den Ankömmling halb in Wut, halb belustigt. Es war nicht zu verkennen, daß der jugendliche Mime wußte, was er seiner Stellung schulde, denn er trug seinen grauen Rock über der roten Weste mit einer Affektresse, als ob ihm die Rolle des Lebemanns völlig ins Blut übergegangen sei. Auf dem überlebensgroßen Plastron, das aussah wie ein Berliner Pfannkuchen, wimmelte es von Kleinigkeiten aller Art: in der Mitte prangte eine Mondichel aus Stahl, mit winzigen Steinchen besetzt, links oben ein Simili von kühnen Dimensionen und rechts ein täuschend ähnliches Marienkäferchen, an eine grüne Spinne gefesselt. Die feine scheingoldene Uhrkette lief auf dem verschwenderischen Umweg übers oberste Knopfloch von einer Westentasche zur andern und wurde auf der linken Seite von einer grobsilbernen ergänzt, welche die Verbindung herstellte mit dem Hosensack, in dem er fortwährend mit einem Schlüsselbund kimperte. Er hieß Blümlein und machte seinem Vater, einem ordentlichen Professor, schweren Kummer, denn obgleich er nicht das geringste Talent für die Bühne hatte, kannte er doch keine andere Leidenschaft und weigerte sich, eine vernünftige Richtung einzuschlagen.

„Ah, die holdselige Königin des Festes!“ rief er jetzt mit ausgebreiteten Armen, ohne Martin eines Blickes zu würdigen. „Also, es bleibt dabei, Fräulein Maag, nächsten Sonntag mach' ich Ihnen meine Aufwartung. Sie empfehlen mich Ihrer Frau Mutter, ich bitte sehr!“

„Kamel!“ sagte Martin ganz laut. Die Eifersucht verbrühte ihn schier. Wie wenn der andere in seine heiligsten Rechte eingegriffen hätte!

Im Abgehen lief er gerade auf Maag zu, der am Eingang zur Küche stand und Umschau hielt. Eine weißblaue Rosette mit Silberfransen kennzeichnete ihn als Festwirt. —

„Da sind Sie ja!“ fuhr er bei seines Schreibers Anblick auf und machte eine so jähe Wendung, daß sein schwarzseidenes Käppchen zu Boden fiel. „Zum Teufel, wo stecken Sie eigentlich?“

Martin griff lässig an seinen Hut und blieb in schiefer Haltung stehen wie einer, der nicht geneigt ist, sich lange aufhalten zu lassen. Dazu blickte er den Alten herausfordernd an.

„Ich hab' doch nicht nötig, Ihnen Auskunft zu geben, wo und wie ich meine Zeit zubringe, oder? Dagegen können Sie ja wissen, daß mich in diesem Augenblick — es sind noch keine fünf Minuten her — die beiden Picards ins Examen genommen haben. Der Furrer-Handel scheint sie sehr zu interessieren. Vielleicht geben Sie ihnen Auskunft!“ Martin wies mit einer Hand auf die andere Seite hinüber. „Dort hinten sitzen sie.“

Ulrich Maag hielt seine Gefühle im Zaum. Für ihn stand zuviel auf dem Spiel. Er hatte eine schlaflose Nacht und einen qualvollen Tag hinter sich. Ohne die Ableitung der Festlichkeit, die ihn stark in Anspruch nahm, befürchtete er den Verstand zu verlieren.

Ein Zurück, ein Kompromiß mit dem Bauerntölpel gab es nicht mehr. Die gefährliche Katschlawine war also schon im Rollen. Wie es schien, steckten die Juden hinter dem Anschlag, um den unbequemen Konkurrenten aus dem Weg zu schaffen. Somit biegen oder brechen!

Diese Gewißheit jagte ein Grauen durch die robusten Nerven, eine beizende Wut raste durch seine Adern. Als Maag jedoch bei sich selbst die Frage fühlte, was er an Links Stelle wagen, wie er die verleihe Macht ausbeuten würde, erkannte der Spekulant so ganz seine verzweifelte, ohnmächtige Lage.

„Wir können's auch in aller Ruhe abmachen, Link. Ohne Gereiztheit. Kommen Sie die paar Schritte!“ sagte er scheinbar friedlich und bereitwillig.

Stumm folgte Martin dem gefallenem Gebieter, wie ein Scharfrichter seinem Klienten.

In wenigen Minuten konnte also seiner Zukunft ein goldener Boden gelegt sein. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Sie strichen der Hüttenwand entlang hinaus ins Freie.

„Also die Juden haben sich bei Ihnen nach der... a... Geschichte erkundigt?“

„Der Furrer selber hat sie ihnen aufgetischt.“

„Und... was sagten Sie dazu?“

„Kein Wort.“

Nach einer langen Pause sagte Maag, die falsche Zurückhaltung fallen lassend: „Also denn... machen Sie's kurz! Was verlangen Sie für das gottverdammte Zeugnis?“

„Sie irren sich, Herr Maag!“

„Wieso?“

„Ich will kein Geld... wenigstens, es ist nebensächlich...“ leuchtete Martin. Sich selbst raunte er unaufhörlich zu: „Nicht nachlassen, hart, hart!“ Die Zähne zusammengebissen, mit naßkalten Augen, fröstelnd trotz der glühenden Hitze, schritt er neben dem gebeugten Krösus, der jetzt noch

elender ausah als am Vorabend, auffallend hinkte und an sich schwer zu schleppen hatte.



Narzissenfeld in Les Avants ob Montreux.

Nun packte ihn der Alte am Arm.

„Kerl, du Kerle, mach' mich nicht ganz konfus. Heraus mit der Sprach', los, los!“ Unfähig, weiterzugehen, lehnte er sich an die Bretterwand. Von der Stirne tropfte ihm der Schweiß, er atmete wie in den letzten Zügen.

Martin versuchte ein leichtes schweres Gewicht von sich abzuwälzen. Die furchtbare Spannung, dieses äußerste Maß leidenschaftlichen Wollens, drohte seine Energie aufzulösen. Noch einmal maß er das Ziel, den Sprung... schauernd, gleich demjenigen, der sich aus dem brennenden Haus durch den Sturz in die Tiefe retten will. Und schließlich fand er den leitenden Gedanken, das Seil, daran er sich Griff um Griff herunterschwingen konnte von der schwindeligen Höhe seines Vorhabens.

„Herr Maag“, begann er sodann mit schnell wachsender Festigkeit. „Hören Sie mir eine Weile in Geduld zu. Sie müssen mir zugeben: Ich bin als ein Blinder in Ihr Haus gekommen. Sie haben mich sehen gelehrt, wie ich jetzt sehe.“

Die zwei schritten weiter, Maag in peinlicher Erwartung, ohne nur mit einem Wort einzufallen, Martin im Reden mit großen Augen in sich hineinblickend.

„Sie suchten ein ‚brauchbares‘ Faktotum aus mir zu machen. Ich war ja auch zu allem willig. Wie ein Jagdhund hab' ich Ihnen Käufer und Verkäufer zugeleitet. Mit Anstand war das nicht immer zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Gottfried Keller.